Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

287 (9.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Walfisch-Fabrikschiffe

Die Zeiten des Walfischfangs, in denen Walfischfänger in kleinen Segelschiffen mit Fangbooten, die meist Ruderboote waren, zum Walfischfang auszogen, sind vorüber. Damals wurde der Walfisch mit der Handharpune vom Boot aus erlegt, während das Segelschiff in der Nähe wartete. Oft genug kam es vor, daß der getroffene Wal das kleine Fangboot an der Harpunenleine viele Meilen weit durchs Meer schleppte, es hin und her schleuderte oder gar mit einem einzigen Schlag der mächtigen Schwanzflosse zertrümmerte. War der Wal erlegt, so wurde er längsseits des Hauptschiffes gebracht und dort festgemacht. An Ort und Stelle trennte man die Speckhülle ab, schaffte sie an Deck und verarbeitete sie in den Kochkesseln zu Tran. So haben die Holländer noch im Jahre 1701 mehr als 2000 Walfische gefangen und zu 200 000 Tonnen Tran verarbeitet.

Heute ist das alles anders geworden, der stetig wachsende Schiffsverkehr und die großen Fangexpeditionen vertrieben den Wal immer mehr nach Süden, so daß er heute fast ausschließlich in der Antarktis noch in größeren Mengen vorkommt. Man half sich zunächst mit der Einrichtung von Bearbeitungsstationen an Land, aber allmählich kehrte man doch zu den schwimmenden Kochereien wieder zurück. Heute verwendet man 20 000 Tonnen große „Fabrikschiffe", denen stets mehrere Fangdampfer beigesellt sind. Diese Fabrikschiffe besitzen eine große Kocherei, die mit Dampf beheizt wird und in denen dem Rohmaterial die Fettstoffe entzogen werden. Ende des Sommers begeben sich die schwimmenden Fabriken, die mit einer schrägen Slipbahn zum Andeckwinden der Wale ausgerüstet sind, mit ihren Fangdampfern in das südliche Eismeer. Die etwa 100 Tonnen großen und 40 Meter langen Fangdampfer sind mit Harpunen-Kanonen ausgerüstet und haben eine Besatzung von 8 bis 10 Mann. Es sind meist norwegische Mannschaften, die an dem Ertrag des Fanges interessiert sind. Es kommt vor, daß ein fähiger Harpuneur innerhalb einer 8 bis 9 Monate dauernden Fangperiode bis zu 90 000 ℳ verdient. Hat der Mann im Ausguck einen Wal gesichtet, so sucht der Kapitän, der meistens gleichzeitig der Schütze ist, mit seinem Fangdampfer möglichst nahe an das Tier heranzukommen. Die auf dem Steven des Schiffes stehende Kanone ist nach allen Seiten hin drehbar, die Harpune wird so in den Lauf gesteckt, daß ihre zusammengebundenen, kräftigen eisernen Haken aus dem Rohr herausragen. Vor diesen Haken ist eine gußeiserne Granate befestigt, die sofort nach dem Aufschlag explodiert. Mit einem Schuß in die Lunge wird der Wal zur Strecke gebracht. Und da die Harpune mit einem starken Hanfseil mit dem Schiff verbunden ist, kann der Wal längsseitsgeholt werden. Jetzt wird ihm ein Rohr in den Körper gestoßen, so daß er mit Preßluft aufgeblasen werden kann. Auf diese Weise wird er vor dem Untersinken bewahrt. Hat ein Fangboot vier oder fünf Wale gefangen, so werden sie ins Schlepptau genommen und nach der Kocherei gebracht. Innerhalb einer Saison kann ein solches Fabrikschiff 500 Wale verarbeiten. Im Frühjahr ist die Fangperiode beendet, denn jetzt zieht der Winter in die Antarktis ein und die Fabrikschiffe kehren nach Europa zurück, um dort ihre kostbare Tranladung zu löschen, während die Fangdampfer in den südlichen Häfen, hauptsächlich in Montevideo, den Winter verbringen. Im letzten Jahr bezifferte sich die Welterzeugung an Walöl auf annähernd 400 000 Tonnen im Werte von 800 Millionen Mark. Zu etwa Zweidrittel sind die Norweger an diesem Ergebnis beteiligt. Ihre Walfanggesellschaften konnten jahrelang Dividenden von 25 bis 100 Prozent verteilen. In den letzten 5 Jahren ist die Erzeugung um das Doppelte gestiegen und dadurch ein Rückgang der Preise eingetreten. Vorläufig ist noch mit keiner Verminderung der Fangergebnisse zu rechnen, da die antarktischen Jagdgebiete noch unerschöpflich zu sein scheinen und der Bedarf an Wal beständig steigt. Trotzdem ist zu hoffen, daß der Walfischfang durch internationale Abkommen bald auf einer vernünftigen Basis geregelt wird. Es wäre schade, wenn das riesige Säugetier in absehbarer Zeit durch geldgierige Unternehmer ausgerottet würde. G. W.

Das keimende Leben

Die stumme Wissenschaft.

Die Ewald-Filmgesellschaft lädt zur geschlossenen Uraufführung ihres wissenschaftlichen Großfilms ein, nicht auf dem üblichen Wege durch Presse und Litfaßsäule, sondern auf Umwegen mit Postkarten und nicht die ganze Bevölkerung, sondern nur einen Teil der durch Titel und festes Einkommen sich als sittlich reif legitimieren kann. Das ist natürlich kein Mätzchen der Filmgesellschaft, sondern die Zensur hat es wieder mal für richtig befunden, der Oeffentlichkeit Kenntnis zu geben, daß sie noch lebt. Und dazu benützt sie den Paragraphen 2, der die Aufgabe hat, das Märchen vom Storch zu kolportieren, der die Kinder ins Haus bringt.

Es handelt sich nämlich um einen hochinteressanten gynäkologischen Film, zu dessen Herstellung drei volle Jahre aufopfernder Arbeit notwendig waren und der in einem herrlichen Bildstreifen die Entwicklung des Menschen von der Urzelle bis zur Geburt zeigt. Schwangerschaftsbestimmungen in den frühesten Wochen an verblüffenden Experimenten vorführt, den natürlichen Vorgang der normalen Geburt wiedergibt, einen operativen Eingriff und den Geburtsvorgang bei herausgenommener Gebärmutter demonstriert. Und diesen Film hat die Prüfstelle für richtig befunden, vor der Oeffentlichkeit geheimzuhalten. In den Entscheidungsgründen der Filmprüfstelle Berlin heißt es u. a. „daß sich die Kammer zur Zulassung zu diesem Film lt. Paragraph 2 des L.G. nur für bestimmte Personenkreise entschlossen hat, weil sie unter Betonung und in vollster Anerkennung des ethisch und wissenschaftlich hochstehenden Bildstreifens vermeiden will, daß er der Sensation und der Verstümmelung verfalle".

So geschah also wieder einmal, was schon oft geschehen ist, daß die Aufklärung jenen geboten wurde, die schon aufgeklärt sind (es waren meistens Aerzte und sonstige akademische Kreise geladen) und jenen vorenthalten wurde, die sie notwendig brauchten und die bereit wären, sich aufklären zu lassen. Wo eine Lüsternheit aufkommen soll, wenn eine Zelle sich teilt, befruchtet und zum Embrio sich entwickelt, das wissen nur die bei der Prüfstelle und ebenso bleibt es auch ihr Geheimnis, warum die Bürgerlichen sittlich und die Proletarier unsittlich denken.

Der Film an und für sich wäre nur zu loben, wenn er die soziale Seite nicht ganz ignoriert hätte. Es wurde eine glänzende Gelegenheit verpaßt trotz der „Heiligkeit der Natur" und gerade ihretwegen auf den Paragraphen 218 hinzuweisen, der die „Heiligkeit der Natur" entehrt und die „Mutterfreuden" in Mutterelend verwandelt. Durch diese Unterlassung wurde unbewußt für den Paragraph 218 Stimmung gemacht. H. E.

„Der Jude Rosenstock „interpretiert" Beethoven"

Eine Antwort an einen nationalsozialistischen Musik„kritiker"

Verzeihung — diese Ueberschrift ist nicht von mir, sie befand sich vielmehr im Führer. Und dann folgt dort eine völkische „Kritik" über ein vom Südfunk übertragenes Konzert, in dem der Mannheimer Generalmusikdirektor die 3. Leonoren-Ouvertüre und die 5. Symphonie von Beethoven auf das Programm gesetzt hatte. Dort nun konnte man erfahren, daß dieser „Musikant", dem man „auf die Finger sehen" müsse, daß „der Jude es versteht mit den raffiniertesten Mitteln die Großtaten unserer Kultur zu verkleinern was eine wichtige Vorarbeit dazu ist, an die Stelle unserer kulturellen Werte jüdischen Niggerkitsch zu setzen. Man liest (und es liest sich wie faulster Simplizissimus), daß er bei der 5. „richtiggehend nach dem Muster seines Rassegenossen Offenbach mauschelt", und nur bei der Leonore insofern eine andere Technik verfolge, als er, der in der 5. die Beethovenschen Akzente „gefälscht und übertrieben" hat, sie nun „überall absichtlich abschwächt", „bringt kein Fortissimo und keine Steigerung richtig heraus, wie es die Partitur vorschreibt". „Wirkt das eine Werk hysterisch aufgepeitscht und gemauschelt, so wirkt das andere wie ein pazifistischer Friedensbrei, weichlich und nichtssagend, hier wird höchster Siegesjubel zu Operettengemauschel, da wird er zu nichtssagenden Tönen unterdrückt. Die Mittel sind in beiden Fällen dieselben: Vergewaltigung der Partitur". Und dabei verrät dieser mein „Fachkollege", daß er in beiden Fällen die Partitur nachlas, um erkennen zu können, „daß der Hebräer sie immer und immer wieder vergewaltigt". Armer blauäugiger, ach so blonder Beckmesser!

Es interessiert mich, der Politik für eine Glaubensangelegenheit hält, und nebenbei über 20 Jahre lang die Wunder der großen Klassiker liebt, studiert und gespielt hat — der ich z. B. die Werke dieses Programms zu wiederholten Malen unter arischen und jüdischen Kapellmeistern mitgespielt habe — der ich selbst — weiß Gott — zu 100 Prozent Nichtjude und wahrhaftig kein Judenknecht bin — der ich mich rühmen kann, an dieser Stelle stets unbehindert das Recht völlig unabhängiger Meinungsäußerung nach bestem Wissen und Gewissen derart ausgeübt habe, daß ich oft genug Nahestehenden (z. B. auch Arbeitergesangvereinen) recht unbequem ward (gewiß nur, um zu fördern, zu warnen, zu helfen) — es interessiert mich also zunächst als Fachmann, als Angehöriger des „Verbandes deutscher Musikkritiker e. V.", daß es Druckerschwärze gibt, die einem derartigen geist- und hirnlosen Pamphlet wie jenem Bericht im Führer gegenüber nicht einfach automatisch verblaßt, jenem jedes wahrhaft Deutschen unwürdigen Auswurfs gegenüber, der nicht nur jeglichen Minimums an anständiger Gesinnung bar ist, sondern auch nicht einen blassen Dunst von Sachkenntnis verrät.

Selbst die nationalsten der „deutschen Musiker" und Musikgeschichtsschreiber" — ich nenne Hans Pfitzner und Hans Joachim Moser — haben gerade die außergewöhnlichen und besonderen Interpretationsfähigkeiten der Juden nie geleugnet und wenn wir uns in Deutschland die jüdischen großen Dirigenten wegdenken, so bliebe — und nur der Bornierte, nur ein Fanatiker, der alles Rechtsgefühl und jegliche Uebersicht verloren hat, könnte dagegen protestieren — eine unersetzliche Lücke — die Besten würden fehlen.

Kein denkender Mensch kann jenen Worten auch nur die leiseste Bedeutung beimessen, niemand wird jenes Kretin-Exkrement auch nur andeutungsweise — nicht weil es in einer nationalsozialistischen Zeitung steht, aus Unachtsamkeit des verantwortlichen Redakteurs, der doch auch bemüht sein dürfte, keine allzu tollen Blößen zu geben — sondern weil man diesen Standpunkt, zumal als angeblicher Fachreferent, ganz einfach nicht einnehmen kann. Jenem Herrn — der sich da zur Ehre seines Namens nehme ich an, daß es sich um ein Pseudonym handelt — unter Dr. Lorenz verbirgt, jenem Herrn, der unmöglich schon einmal ein Konzert gehört haben kann, dem ich als Fachmann jegliche Kenntnis ganz einfach absprechen muß, und der etwas verstehen mag von Volkswirtschaft oder von Güntherscher Rassenkunde oder von Latrinenreinigung, vermag man nur zuzurufen: „Schuster, bleibe bei deinem Leisten!" Fritz Zobelen (Heidelberg).

Badisches Landestheater

Erstaufführung: „Der große Christoph"

Weihnachtsmärchen in 5 Bildern von Ulrich von der Trend

Wenn ein Stück ausdrücklich für Kinder geschrieben wird, muß für dessen Qualität der Eindruck auf die Kinder maßgebend sein. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet bildet das Märchen unseres geschätzten Staatsschauspielers und Regisseurs U. v. d. Trend einen runden, netten Erfolg. Der Autor hat um die alte, fromme Legende vom hl. Christophorus eine artige Handlung gewoben, die in allen Teilen dem Verständnis der Kinder angepaßt ist und so viel des Sehenswerten bringt, daß die Neugier der Kinder auf angenehmste befriedigt wird. Da sind pompöse Aufzüge von einem König und einem Kaiser, es gibt anmutige Tänze und Wettkämpfe im Königsschloß, der Waldeszauber rauscht durch das Stück mit Elfen, Zwergen und Irrlichtern, auch der Böse erscheint, und ein leibhaftiger Bär wird auf der Bühne von dem starken Christoph erdrosselt. Den Schluß bildet eine feine Apotheose mit dem Christkind, einer Engelschar und dem (etwas mager geratenen) Weihnachtsbaum, so daß die kleinen Hände sich zum Applaus freudig regten.

Die Vielgestalt der Handlung bedingte einen größeren Apparat von Mitwirkenden, unter denen Herr Paul Rudolf Schuster als wuchtiger Riese Christoph hervorragte. Er verband das bärenmäßig Ungeschlachte mit einem kindisch-freundlichen Gemüte zu einer glaubhaften Einheit und hatte im Nu die Herzen der kurzbeinigen Zuschauer erobert. Auch die übrigen Darsteller, unter denen nur Paul Müller, Mona Seiling, Hugo Höfer, Just, Mehner und Amanda Kurr mit ausführlicheren Rollen bedacht waren, stellten ihre Kunst mit Freuden in den Dienst der Sache und spielten sich in die Herzen der Kinder hinein. Für das Arrangement der Tänze und die stimmungsvollen Bildnenbilder darf man die Herren Fürstenau und Hecht belobigen. Der Applaus, der nach jedem Bilde einsetzte, steigerte sich zum Schluß so, daß man von einem vollen Erfolge reden darf. Man vergaß der Theaterzettel die artige Musik und ihren Schöpfer verschwiegen hat, ist uns um so unerfindlicher, als er ja auch die Firma Tie[illegible] nannte, die am Schluß im Vestibül jedes Kind mit einem [illegible] Päckchen beschenkte. M.

*

Der 7. Lehrgang der Chorführerschule Karlsruhe schloß am 20. November mit einem Prüfungskonzert seinen Ausbildungskurs ab, bei dem der **Arbeitergesangverein Freiheit-Forchheim**, die **Quartette Feuchter** und **Häußler** und der **Gemischte Chor Bruderbund** mitwirkten. Die einzelnen Chöre wurden dirigiert von Rupprecht, Forchheim, Belcher-Untergrombach und Kißling, Röck, Wandelmeier, sämtlich Karlsruhe. Den Höhepunkt brachte das instrumental begleitete Chorwerk von Gustav Hundertmark nach dem Gedicht von F. Madlinger: Neues Werden, das vom Bruderbund gesungen, durch Emil Tabino-Grünwinkel mit Temperament und Können dirigiert wurde. Die Kritiken geben den Dirigenten schriftlich zu. Sie erkennen die allgemein befriedigenden Resultate des durchgeführten Kurses an.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirokauer

Copyright by Verlag Carl Duncker-Berlin.

41 (Nachdruck verboten)

Sie war sehr blaß geworden. Sie saß nicht mehr stolz aufrecht, um sich wenigstens äußerlich bei ihrer demütigenden Bitte Halt zu geben. Sie war tief in sich zusammengesunken. Hatte jetzt seine grausame Selbsttäuschung durchschaut.

„Ernst!!"

Er verstummte, jäh unterbrochen. „Was ist?" fragte er fassungslos. So schrie nicht Freude aus einer Frau.

„Du irrst dich." Sie senkte die Stirn in den Lichtkreis der Lampe. Ein goldener Reflex zittert auf ihrem Haare.

„Klaus ist nicht tot!"

Es wurde ganz still im Zimmer. Nur die Flamme über den Scheitern im Kamin summte und sang. Der Mann saß im Sessel ohne Laut, ohne Atemzug, ohne Bewegung. Die Hände hingen an den Seiten des Stuhles herab — wund, wie zerschossene Flügel. Alle Hoffnung war zersprungen. All das Böse war doch kein wirrer quälender Fiebertraum gewesen. Wirklichkeit war es, die noch währte.

Marianne wagte nicht zu sprechen.

Endlich fragte er mit schwerer Stimme:

„Du schriebst mir doch damals — und in den Zeitungen standen Nachrufe —!"

„Er hat mich getäuscht — einen anderen unter seinem Namen begraben lassen —"

Es dauerte Sekunden, bis diese Beichte zu seinem Verstehen hindurchdrang. Dann brüllte aus ihm mordgieriger Zorn.

„Dieser Hund!" Er sprang empor, seine weißen Hände tasteten, als suchten sie die Kehle dieses hündischen Schurken. Seine Liebe und sein Weh um die mißhandelte Frau schürten den rachefflammenden Haß.

„Du verstehst ihn nicht", bemühte sie sich zu mäßigen. „Er —"

„Verzeih", bat er und setzte sich wieder. „Ich habe mich hinreißen lassen. Aber bitte, such nicht, es mir zu deuten und zu erklären. Ich weiß nun alles!"

„Wie du meinst", fügte sie sich schmerzlich ergeben. „Ich weiß, du hattest nie Verständnis für seine Künstlernatur."

Er schwieg verbissen. Zwischen ihnen war wieder alles aufgestanden, was sie einst getrennt hatte.

„Du hattest eine Bitte an mich", erinnerte er nach einer Weile.

„Ich fürchte, ich finde dazu jetzt nicht mehr den Mut —."

„Habe ich dir je etwas abgeschlagen?"

„Es ist — schandbar ist es von mir, dir damit zu kommen — ich fühle es selbst — aber es handelt sich um seine Zukunft. Er hat ein Los gekauft —."

Sie berichtete. Er hörte aufmerksam zu. Nur einmal unterbrach er. „Ich kann mir nicht recht vorstellen, Marianne, daß ein Mann einen Fetzen Papier monatelang mit sich in der Tasche herumträgt. Auf einer solchen seltsamen Vermutung kann man doch keine große Hilfsaktion aufbauen."

„Du kannst es dir nicht vorstellen", nickte sie ohne Schärfe oder Bitterkeit. „Du bist ein Mann der Ordnung. Aber — er — er trägt alle möglichen Dinge monatelang mit sich herum. Die Nachlässigkeit des Genies. Oft, wenn ich seine Taschen ausräumte, mußte ich an die berühmten Hosentaschen des Schuljungen denken, der ein ganzes Arsenal der Unmöglichkeit mit sich herumschleppt." Ein leises ungewolltes Lächeln des Erinnerns vertiefte ihre Mundwinkel.

Er sah es. Ein Schmerz riß ihm durch die Brust.

„Ich werde dir das Geld zur Verfügung stellen", willigte er kurz ein.

Seine rasche unvermittelte Gewährung, noch ehe sie recht zu Ende gesprochen hatte, kam ihr so überraschend, daß die Freude ihr die Kehle verschloß. Sie versuchte vergeblich zu sprechen. Endlich stürzten übersprudelnde Dankesworte hervor.

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Du — Guter — Großer!" In ihren braunen Augen glänzte feuchte verehrende Rührung.

Er machte wieder eine müde resignierte Geste. „Laß, Marianne."

Da überkam sie Eifer der Entspannung. „Natürlich bekommst du dein Geld mit Zinsen zurück, wenn das Los ausbezahlt wird und —"

„Ich mache mit dir keine Geschäfte", bedeutete er herb.

Sie brach ab. Wurde ganz verzagt. War plötzlich müde und marode. Ausgehöhlt, ihr großer heißer Wunsch war verströmt. Auch er war ausgebrannt. Auch sein großer Wunsch an das Leben war in Rauch aufgegangen.

Endlich fragte er, nur, um die würgende Stille zu entlasten: „Wo willst du bleiben, Marianne, bis — er gefunden ist?"

„Ich will ihn nicht mehr für mich finden", sagte sie und blickte weg, in das Dunkel des Zimmers. „Ich will ihm nur von dem Lose Nachricht geben. Zu ihm zurückkehren kann ich nicht mehr."

Er hob langsam den Kopf und sah sie scharf prüfend an. „Du willst nicht mehr mit ihm leben?"

„Nein, auch nicht, wenn er es wollte. Aber er will es gar nicht."

Wieder war eine Pause, die von gärenden Gedanken überschäumte.

„Ich habe die Scheidungsklage gegen ihn eingeleitet", bekannte Marianne in die Stille.

Er hob das Gesicht wieder dem Lichte der Lampe entgegen. Jetzt war es doch kein Gesicht ohne besondere Merkmale. Jetzt war es verklärt, verschönt, von einer aufglimmenden ahnungsvollen Hoffnung. Doch gleich darauf war es wieder ein glattes Kaufmannsgesicht ohne tiefere Bedeutung. Alles Licht in den Zügen erlosch, als sie weitersprach.

„Ich will nicht die Ursache sein, daß er ins Zuchthaus kommt. Für ihn gelten keine irdischen Bindungen. Er könnte in seiner unweltlichen stellaren Einstellung ahnungslos wieder heiraten. Davor will ich ihn bewahren."

„Ich verstehe", sagte der Mann. Ja, er hatte verstanden. Doch er konnte es nicht unterdrücken. Er begriff es doch nicht. Dieser Mann liebte sie, obwohl er ihr das Grausamste angetan hatte, was einer einem Weibe antun kann. Und ihn, der stets — er wußte die taktlose Frage flüstern: „Trotz seiner — seiner Flucht liebst du ihn noch?"

„Ja, Ernst. Ich werde ihn immer lieben."

Da schlug Staudy die Hände vor das Gesicht. An seinen bebenden Schultern sah sie, daß er weinte. Die tückische Ungerechtigkeit dieser Liebe hatte ihn übermannt. Der Niederbruch seiner letzten Lebenshoffnung hatte ihn entmannt.

Nie hatte sie ihn weinen sehen. In der Zeit ihres Vorwurfs vergebens hatte er sich heldenhaft beherrscht. Jetzt war er vom [illegible]ten Leide zermürbt und aufgerieben. In einem panischen Schreck blickte sie auf den Mann, der bisher für sie der Inbegriff der Beherrschung und Selbstzucht gewesen war.

Dann lag sie vor ihm auf den Knien. „Ernst — nicht! Nicht! Ich bin es nicht wert. Ich liebe dich doch auch. Nie habe ich aufgehört, dich zu lieben. Man kann zwei Männer lieb haben. Glaube mir. Ich kann es. Dich liebe ich auch — aber anders."

Die Hände vor dem Gesicht verkrampften sich. Wieder sagte dieses Wort, das ihn traf wie eine Geißel.

Sie hetzte weiter.

„Du bist für mich etwas ganz Hohes — Ehrfurchtgebietendes. Laß mich hier im Hause bleiben, wenn du glaubst, daß es [illegible]. Ganz bescheiden, zurückgezogen will ich hier leben. Nur Mutter sein, Darf ich?"

(Fortsetzung folgt.)